

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 14.

Düsseldorf, 1 April

1916.



Aufklärung nahe am Feind. Zeichnung von Jos. Correggio.

Juliettes Puppe.

Sätze von Peter Robinson.

Sa, das war einmal ein schöner Geburtstag! Ganz, ganz früh war die kleine Juliette schon aufgewacht; sicher, der große Hahn, vor dem sie sich immer heimlich ein wenig fürchtete, hatte noch nicht gekräht, der schlief gewiß noch. Aber die Mutter regte sich schon, sacht ging sie durchs Zimmer. Juliette kniff schnell die Augen zusammen. Sie mußte doch Rücksicht üben und tun, als schlief sie noch ganz fest. Denn die Mutter hatte wohl noch mancherlei zu besorgen. Dann waren ihr die Augen wieder ein bißchen schwer geworden, aber Juliettes Ohren und ihre kleine Nase nahmen, halb wie im Traum, doch angenehme Vorzeichen wahr: Klappen aus der Küche und das mahlliche Aufsteigen eines wohlbelannten süßen Duftes.

Richtig: als dann Juliette nachher in ihrem Feiertagskleidchen von der Mutter an die Hand genommen worden war, da stand der schöne, große Kuchen frisch auf dem Tisch, und fünf Lichtchen brannten darum. Juliettes kleines Stühlchen am Tisch aber war schon besetzt, — da saß die große Puppe, an die sie die letzten Tage immer verstoßen gedacht hatte, seit die Mutter in der Stadt gewesen und mit der langen Pappschachtel zurückgekommen war, die sie dann ganz oben auf den Schrank gelegt hatte. Richtig, jetzt war die Schachtel verschwunden. Juliette mußte verstoßen lachen. Wie gut, daß sie kein einziges Mal gefragt hatte, was denn in der Schachtel wäre. Sonst hätte sie gar zu gern die Mutter mit solchen neugierigen Fragen gequält.

Wie die Puppe heißen sollte? Das war gar keine Frage: natürlich Angèle, wie Madames kleines Mädchen hieß. Madame wohnte in der Stadt in einem prächtigen Hause, einem richtigen Schloß, und hier draußen gehörte ihr alles, ganz St. Hilaire le Petit. Auch der Vater arbeitete für Madame in den Weingärten. Juliette fand, daß ihre Puppe gerade so aussähe wie die lebendige Angèle, nur daß sie natürlich kleiner war. Und genau so angezogen war sie. Ganz gewiß; Juliette erinnerte sich so gut des rosa Kleidchens, das Angèle angehabt hatte, als sie im Frühjahr mit Madame einmal einen Nachmittag in St. Hilaire le Petit gewesen war. Überhaupt, Juliette hielt es, wenn sie sich die Sache richtig überlegte, für ganz sicher, daß die Puppe Angèle, Madames kleiner Tochter, gehört haben mußte; Madame hatte sie eben der Mutter mitgegeben. Aber das machte die Puppe natürlich nur noch wertvoller.

Den ganzen Tag über hatte Juliette ihre Angèle auf dem Arm gehab und sie überall im Dorf bewundern lassen. Es freut eine Mutter, wenn man ihr Kind schön findet.

Gegen Abend hatte sie sich so ein wenig angenehm müde vor die Tür zur Großmutter gesetzt. Ganz still war es in St. Hilaire le Petit. Die Großmutter schreckte ordentlich zusammen, als auf einmal unten am andern Ende der Dorfstraße beim alten Favret die Tür heftig klappte. Der alte Favret hatte ein Holzbein; jeden Tag hielt bei ihm der Postwagen, und danach verteilte er die Zeitungen und was an Briefen gekommen war. Vor seinem Hause hingen immer ein paar bunte Papierstreifen lustig in der Luft; die verfingen sich dort, wenn die Jungen ihre Drachen steigen ließen. Favret ärgerte das nicht wenig; o, er konnte tüchtig schimpfen, wenn man seinem Telegraphendraht zu nahe kam.

Ja, also die Tür war aufgestoßen worden, und der alte Favret war hinausgehumpelt und schrie etwas über die Straße hinüber zur Mère Saval. Vor der hatte Juliette immer Angst. War das eine böse Frau! Sogar die Männer fürchteten sie, die abends in ihrer Schenke saßen und ihr Gläschen tranken.

Die Mère Saval war zum alten Favret gelaufen. Juliette sah, wie sie ihre derben Arme schwenkte. Ihre Fäuste hieben in die Luft, — Juliette wäre am liebsten in das Haus hineingelaufen, zur Mutter. Aber die Großmutter nahm sie an der Hand und ging mit ihr die Straße hinunter, dorthin, wo sich jetzt um den alten Favret und die Mère

Saval die Nachbarn zu sammeln begannen. Was sie nur alle zu schreien hatten! Und warum fing auf einmal die Großmutter an zu weinen? Und der alte Favret sah traurig auf sein Holzbein und schüttelte immerfort den Kopf. Was wollten sie denn alle? Was bedeutete das: der Krieg, der Krieg? Die Mère Saval aber war böse, wie Juliette sie noch nie gesehen hatte; ihr Mundwort wollte gar nicht stillstehen. Ah, diese Deutschen, — totschlagen würde man sie, alle miteinander!

Die Männer kamen ins Dorf zurück, schleunigst herbeigerufen. Aber Juliette durfte nicht wie sonst noch ein wenig auf des Vaters Knie sitzen; ihr Stück Brot bekam sie, und dann wurde sie ins Bett gesteckt.

Aber wenigstens hatte sie ihre Angèle bei sich, und mit der zusammen war sie dann eingeschlafen. Angèle war gewiß froh gewesen, in einem Bett schlafen zu können, nachdem sie so lange in der Schachtel hatte liegen müssen. Einmal, mitten in der Nacht mußte das sein, wachte Juliette auf. Vater und Mutter waren noch immer nicht zu Bett gegangen. Die Mutter weinte unaufhörlich, und der Vater redete dazwischen, und seine Stimme klang, wie Juliette sie noch nie gehört hatte. Dann hatte es geklappert. Juliette wußte wohl, was das war. Das war Geld, und es war sehr wichtig, daß man es hatte. Viel hatte der Vater gewiß nicht. Aber Madame in der Stadt, die freilich mußte ganze Sätze davon haben.

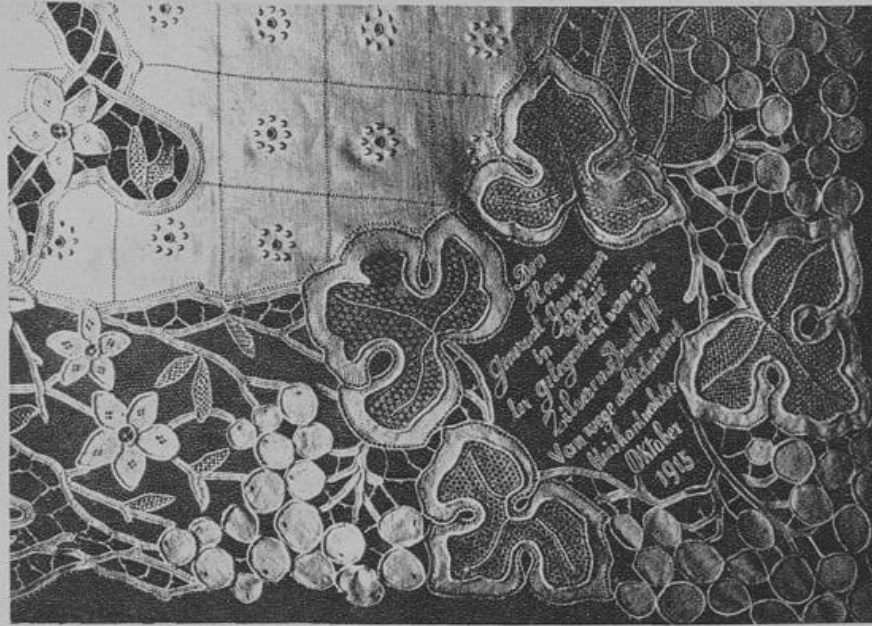
Am nächsten Morgen mußte der Vater fort. So hatte er die kleine Juliette noch nie gedrückt, als er ihr den letzten Kuß gab. Die Mutter war mitgegangen; erst spät war sie ganz still zurückgekommen. So viele Männer waren fort aus St. Hilaire le Petit. Auch der kleine Nachbar Verebour, der Böttcher, der doch so tüchtig für die Weinlese hatte arbeiten wollen. Das war immer ein lustiger Nachbar gewesen. Erst in der vorigen Woche hatte er ein spaßiges kleines Männchen geschnitzt und auf einer Stange vor seinem Hause aufgestellt. Es hatte ein ganz rotes Gesicht und ebenso rote Hosen und einen blauen Rod; in jeder Hand hielt es eine große Gänsefeder, und wenn der Wind blies, dann drehten sich die Arme rundherum, immer rundherum. Das war sehr spaßig. „Mon petit colonel“ hatte der Nachbar Verebour das Männchen genannt, aber jetzt war er fort. Ganz allein stand „mon petit colonel“ vor dem Hause und drehte seine Arme, daß er noch röter im Gesicht wurde vor Anstrengung. Aber jetzt schien das gar nicht mehr so lustig.

Alles, was sich in St. Hilaire le Petit rühren konnte, war hinausgewandert, bis dorthin, wo die sauchenden Eisenbahnzüge, die die kleine Juliette so gern sah, entlangfuhren. So viele wie jetzt aber waren noch nie dahergekommen. Und viele, viele Wagen hatten sie, und aus allen schrien Männer heraus und winkten mit ihren Mägen. Das wären die Soldaten, sagte die Mutter, und vielleicht wäre der Vater auch dabei. Da hatte Juliette auch gewinkt, und auch Angèle hatte die kleine Hand heben müssen. Dann wieder waren lange Züge gekommen, auf denen allerlei Karren standen und Räder, zwischen denen lange Rohre hervorschauten. Kanonen wären das, erklärte der alte Favret Juliette; Kanonen, um die Deutschen totzuschießen. — Alle, alle sollten sie hin werden! kreischte die Mère Saval und sah aus, als wollte sie das, wenn es sein mußte, ganz allein besorgen. Fürchtbar böse Augen machte sie. Aber eigentlich zeigten sie jetzt alle miteinander böse Augen. Sogar die Mutter, daß Juliette sich fast vor ihr zu fürchten begann. —

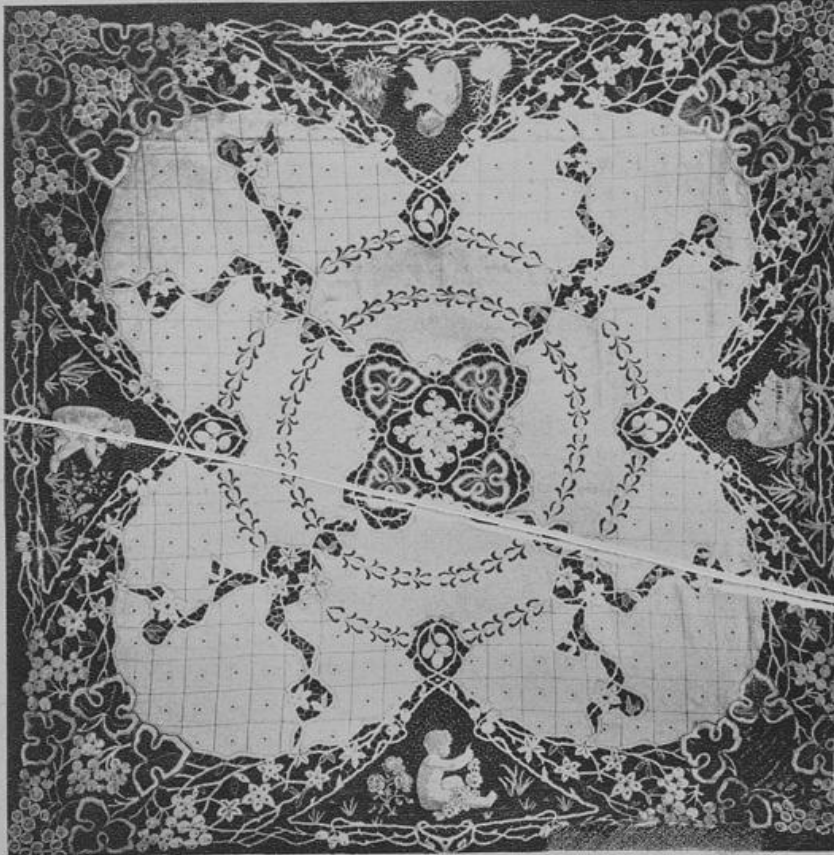
Dann waren stille Tage gekommen für St. Hilaire le Petit. So, als ob kein Mensch mehr recht weiterleben wollte, war es gewesen; Juliette hatte recht herzlich sein müssen zu ihrer Angèle in all dieser Traurigkeit. Und dann war etwas Schreckliches geschehen. Gerade hatten sie zu Mittag gegessen gehabt, da war es hereingekürzt ins Dorf: Wagen und Reiter und Soldaten, immer wieder Soldaten, aber gar nicht mehr so lustig, wie Juliette sie neulich gesehen hatte.

Eine Spitzendecke für den Generalgouverneur Exz. v. Bissing.

Ein ungemein wertvolles Geschenk ist dem Generalgouverneur von Belgien, Erz. Freiherrn v. Bissing, und seiner Gemahlin zur silbernen Hochzeit von achttausend belgischen Spitzenarbeiterinnen gewidmet worden. Es besteht in einer Spitzendecke, die wir hier in einer Gesamt- und einer Teilsansicht wiedergeben. Die Decke, 1,50 Meter im Gebierr, ist mit jener ungemein sorgfältigen und unübertrefflichen Kunstfertigkeit gearbeitet, welche schon seit alten Zeiten ein Kennzeichen der belgischen Spitzenindustrie ist und sie berühmt gemacht hat. In den breiten Kanten der Nähspitze sind Traubenbündel mit großer Feinheit



Ecke der Spitzendecke für den Generalgouverneur Exz. v. Bissing und dessen Gemahlin mit der Widmung in flämischer Sprache. Phot. R. Sennedé.



Gesamtansicht der Spitzendecke für Generalgouverneur Exz. v. Bissing und Gemahlin.

Phot. R. Sennedé.

gearbeitet, die namentlich an den Ecken wirkungsvoll mit Blättern gruppiert sind. In der Mitte der Kanten sind die vier Jahreszeiten symbolisch durch nackte Anaben dargestellt. Die eine Ecke zeigt in flämischer Sprache die Widmung. Diese lautet: „Den Heer General-Gouverneur in België ter gelegenheid van zyn Zilvernen Bruijloft van wege achtduizend Huis-kantwerkste. Oktober 1915.“ (Zu deutsch: „Dem Herrn General-Gouverneur in Belgien zur silbernen Hochzeit gewidmet von achttausend Spitzen-Heimarbeiterinnen. Oktober 1915.) — Man sieht dem kostbaren Stücke an, daß die Spitzenkünstlerinnen ihren Ehrgeiz darin gesetzt haben, bei dieser Gelegenheit die höchste Probe ihres Admense abzulegen. Haben doch gerade die Spitzenarbeiterinnen die Fürsorge der deutschen Verwaltung empfunden. Die deutsche Verwaltung sorgt für den ... belgischer Spitzen in den Kreisen ihrer Heere... kriegen, die auf diese Weise ohne verteu... Zwischenhandel zu mäßigen Preisen Geschenke an ihre Angehörigen machen können, womit zugleich den Arbeiterinnen und deren Familien gedient ist. Welche Bedeutung der Spitzenindustrie für Belgien zukommt, zeigt, daß dort an 35 000 Spitzenarbeiterinnen jährlich Kunstwerke im Werte von mehr als 40 Mill. Mark herstellen.

Und auch Kanonen waren gekommen, die Juliette nun ja schon kannte, und eine hatte den Zaun vor Nachbar Verebours' Hause umgefahren; die Stange mit „mon petit colonel“ war umgefallen, und der kleine Kerl lag an der Erde und rührte sich nicht mehr. War das ein Lärm gewesen! Aber die Stimme der Mère Saval hatte man doch herausgehört. Die hatte den Soldaten die Fäuste gezeigt. Zurückgejagt werden mußten sie, Feiglinge die! Nein, nicht einen Tropfen Wein gäbe sie her für solche Kerle, die diese Deutschen ins Land kommen ließen. — Aber das war ihr schlecht bekommen. O, Juliette hatte es gehört, wie in der Schenke der Mère Saval alles zerichlagen worden war. Ein Wunder, daß sie das Haus noch stehen ließen.

Dann, gegen Abend, war es wieder still geworden. Da aber hatten sie in allen Häusern angefangen zu kramen und zu paden, wenn sie nicht einfach davontiefen und alles im Stich ließen. Denn jetzt kamen sie ja, diese Deutschen, die ihnen kein Stüd lassen würden. Juliettes

Juliette den Kopf. Da, ganz hinten, kamen ein paar Reiter angeritten, gerade waren sie bei den ersten Häusern von St. Hilaire le Petit. Unheimlich groß hoben sie sich gegen den dämmernden Himmel ab. Nur schnell fort! Aber während die kleine Juliette vorwärtsstolperte, stand ihr auf einmal vor Schreck beinahe das Herz still; es fiel ihr ein, und sie wußte es ganz genau, daß die Mutter ja den Schrank offen gelassen hatte. Wie würde es nun ihrer Angèle ergehen?

Eine Stunde Raft in St. Hilaire le Petit. Der Magen meldete sich, und wenn diese Meldung auch beim Soldaten zu allererst kommt, überhört darf sie doch nicht werden. Rejersviß Mohnle erbot sich, einen ausgezeichneten Kaffee zu kochen. Das verstand er so gut wie keiner. Nun, er war ja auch von Beruf Besitzer eines kleinen Kaffeehauses. „Café Parisien“ hatte daran gestanden, und das war ihm immer sehr großartig vorgekommen. Aber am Tage, ehe er ausgerückt war,



Malerische Kirchenruine in Dalheim (Cothringen).

Phot. Max Wippertling.

Mutter zitterten die Hände, und sie wußte kaum, was sie denn nun eigentlich nehmen und verstecken sollte. Da — die Sonntagsgewänder und die Uhr von der Wand und das Bild vom Großvater und Tassen und Teller — alles hinein in den Wandschrank. Wenn die Tür zugemacht war, konnte man kaum erkennen, daß da in der Mauer etwas steckte.

Juliette stand dabei. Sie hatte ihre Angèle im Arm. Ja, was würde nun mit Angèle geschehen? O, diese Deutschen würden sie ihr sicher fortreißen! Aber nein, — Angèle mußte geborgen werden. Die kleine Juliette drückte ihre Puppe noch einmal herzlich, gab ihr einen Kuß und legte sie in den Wandschrank auf all den aufgeschichteten Kram. Da kam draußen der alte Favret vorbeigehumpelt. Er rief der Großmutter, die am Fenster stand, etwas zu. Mein Gott, sie waren schon da! Die Mutter dachte nicht mehr an ihren Wandschrank. Sie packte Juliette an der Hand, und dann liefen sie alle drei, so schnell die Großmutter konnte, die Dorfstraße hinunter. Einmal wandte

hatte er das Schild abgenommen und zu Brennholz zerichlagen. Dann hatte er „Kaffee Mohnle“ an die Tür geschrieben, und es schien ihm auf einmal, als ob das noch viel besser und vornehmer aussähe.

Also, Mohnle kochte Kaffee. Sped hatte man da, fehlte nur das Brot. Der Gefeite Habermann war danach ausgegangen — in den Dorfkrug, wie er jagte. Mit ein paar langen Brotstangen kam er zurück. „Ein altes Weib war da,“ erzählte er vergnügt, „das hat mir die Zunge ausgestreckt. Ich hab' das Brot in einem Winkel gefunden. Als ich ihr das Geld dafür hinlegte, hat sie mich ganz blöde angestiert; ich glaub', sie hat mich für verrückt gehalten. Aber böse sieht es ad aus, — da scheinen die Ihrigen schön gehaust zu haben. Sehr feine Gesellschaft, das!“

Leutnant Grachhusen trank und aß mit seinen Leuten. Natürlich, der Habermann, der Gierichlund, war wieder einmal zuerst fertig. Jetzt schnüffelte er im Hause herum. Na, da sah's ja ganz auf! a aus. Scheinen recht saubere Leute hier zu wohnen. Aber natürlich



Ein deutscher Mehge, eselle als Ritter
des Eisernen Halbmondes.

Karl Heuzeroth aus Deutsch-Oth (Köthringen)
erhielt die türkische Auszeichnung für tapferes Ver-
halten auf Anaforta (Gallipoli).
Phot. Verl. Ill.-Est.

pengefißt kannte der Leutnant; sie mochte ja tausend Schwestern haben, und eine von diesen vielen mochte jene gewesen sein, die er letzte Weihnachten gekauft hatte. Mit der spielte seine kleine Potte vielleicht gerade jetzt. Diese hier aber war ganz im Stich gelassen worden. Aber wohl mit Weh und Schmerzen. Arme, kleine Puppenmutter!

Einem jähen Einfall folgend, zog Leutnant Grachhufen die Geldtasche und entnahm ihr eine Münze, um sie sorgfältig in den kleinen Pompadour zu stecken, den die Puppe wie eine große Dame am Arm hängen hatte. Dann legte er die Puppe in ihr Versteck zurück und drehte den Schlüssel des Wandschranks sorglich herum.

Nein, Madame war gar nicht mehr in der Stadt. Längst war sie fort; vor alle Fenster des großen Hauses waren Bretter genagelt. Ja, wer sollte ihnen nun helfen? Madames Pförtner beherbergte Juliette und die Mutter und die Großmutter ein paar Tage. Aber dann sollten sie wieder zurück nach St. Hilaire le Petit. Eines wäre wie das andere, hieß es; die Deutschen wären doch überall. O ja, wie viele waren nicht in der Stadt! Juliette hätte niemals geglaubt, daß es so viele Pferde und Wagen und Soldaten und Kanonen in der ganzen Welt gäbe.

Viel langjamer, als sie geflohen waren, wanderten sie zurück. Die Großmutter kam nicht mehr recht vorwärts. Und Juliette hatte Hunger; ein wenig Milch und ein Stückchen Brot dazu hätte sie gern gehabt.

Sie sagte es der Mutter. Aber die nickte nur und tat den Mund nicht auf. Ach Gott, Juliette wußte schon, was das bedeutete: die Mutter hatte gewiß kein Geld mehr.

auch ausgerückt. Gerade als wenn wir sie freissen wollten. Schafsköpfe die! Den Wandschrank hatten sie in der Angst aufgelassen.

Habermann sah neugierig hinein.

„Na ja, da liegt der ganze Kram! Ei wei, und oben auf eine Puppe — und was für eine feine!“

Habermann nahm die Puppe.

„Du hast wenigstens keine Angst vor uns. Oder doch? Machst du aber ein dummes Gesicht! Warte mal, einen schönen Schnurrbart werden wir dir machen, einen mächtigen, schwarzen Schnurrbart, nicht wahr?“

Aber Habermann kam nicht dazu; Leutnant Grachhufen nahm ihm die Puppe fort.

„Nichts antühren!“ Er behielt die Puppe eine Weile in der Hand. Natürlich deutsches Fabrikat. Gerade dieses Pup-

Ganz ruhig war es in St. Hilaire le Petit. Sieh da, — Juliette hätte beinahe vor Vergnügen in die Hände geklatscht: vor Nachbar Verebours Hause stand stolz auf seiner Stange „mon petit colonel“ Juliette dachte schon, daß der Nachbar wieder zurück wäre. Aber nein, er war nicht da.

Ob am Ende die fremden Soldaten „mon petit colonel“ wieder zu Ehren gebracht hatten? —

Ja, und bei ihnen zu Hause, — alles war da, wie sie es verlassen hatten.

Guten Tag, liebe Angèle! — Juliette küßte sie und setzte sich mit ihr auf die Schwelle in die Sonne. Wen! es doch nur ein wenig zu essen gäbe!

Angèle hatte gewiß auch so schrecklichen Hunger.

Juliettes Mutter sah in der Küche vor dem leeren Herd. Ob sie zur Mère Saval ginge, um etwas Brot von ihr zu borgen? Aber die würde ihr kaum etwas geben, dafür kannte man sie. War das doch ein Elend!

Da stand auf einmal die kleine Juliette vor ihr mit ausgestreckter Hand, und in der kleinen Hand lag ein Goldstück, ein richtiges Goldstück.

Angèle hätte das gehabt. Ja wirklich, in Angèles kleinem sac à main hätte das gesteckt, der doch immer ganz leer gewesen wäre. Wer hätte das wohl hineingetan?

Ja, das wußte auch Juliettes Mutter nicht zu sagen. Wer war denn inzwischen hier im Hause gewesen? Doch nur die Deutschen; sie hatten auf dem Herde gelocht, die Spuren davon waren noch zu sehen.

Und sollte ein Deutscher Angèle das Goldstück gegeben haben, — für ihre kleine Mutter? Wer konnte das glauben! Nein, es war wohl eher vom Himmel gekommen, als ein Zeichen der ewig wachen Varnherzigkeit.



Oberleutnant v. Brandis (X), der Ersürmer von Douaumont,
erhielt den Orden Pour le Mérite.

Brandis war mit seiner Kompagnie zuerst in Douaumont eingedrungen.
Neben ihm seine Brüder, die, wie er, im Felde verwundet wurden.

Phot. Verl. Ill.-Est.

Fast immer, wenn ich mit der Linie 2 nach Hause fahre, sitzt neben mir ein stiller Mensch mit einem offenen Buch. Manchmal sehe ich, wie er beim Lesen seine Lippen leise bewegt.

Lernt er? Ich streife heimlich seine zerarbeiteten Züge. Nein, zum Lernen ist er doch zu alt. Aber vielleicht ist es eine Grammatik in Sanskrit oder in Arabisch, deren Studium er vorübergehend für ein spätes Werk braucht? Ich könnte ihn ja fragen. Schickt sich solche Frage in der Straßenbahn? Der ganze Wagen würde zuhören. Ich will lieber einmal verflohen in sein Lehrbuch guden. Da schlägt er es eben zu. „Engelmann. I. Teil“, steht darauf in Goldschrift.

Was ist das, „Engelmann. I. Teil“? Ich habe keine Ahnung, wer Engelmann ist. Ich weiß nur, daß Engelmann aus mehreren Teilen zu bestehen scheint. Nun, das nächstemal. Das nächstemal erblickt die Trambahnneugier, was sie wollte: Eine erste zerlesene lateinische Grammatikseite mit der ersten Deklination: Mensa, der Tisch — mensae, des Tisches — mensae, dem Tische — mensam, den Tisch. Das ist sonderbar. Mensa, mensae hat ja schon mein jüngster Sohn, der eben in das erste Jahr gerückt ist, hinter sich. Und dieser Mann von — nun, in die fünfzig ist er sicher — dieser Fünfziger noch nicht? Jrgend etwas stimmt da nicht. Aber schließlich, was geht's mich an? Ich bin von Linie 2 nicht als Psychiater angestellt. Der Entschluß hält vor bis nächste Woche. Eine neue Neugier wacht auf: Wie weit ist er im Engelmann? Wie, noch immer auf der ersten Seite? Noch immer mensa, mensae? Vielleicht wiederholt er nur? Nein, er lernt. Leise bewegen sich die Lippen.

Nun aber muß er doch die erste Seite wenden? Schon hält er, ein wenig zitternd, die ausgefranzte Ecke der zerlesenen ersten Seite rechts oben in der alten Hand. So blättere doch, so blättere doch, du später Lateinstudent! Er blättert nicht. Er fängt von neuem an: mensa, mensae, mensae, mensam.

„Haltestelle Universität!“ ruft der Schaffner. Noch ein letzter Blick ins Mensa, noch ein letztes Murmeln, zugellappt den Engelmann, der Mann erhebt sich. Zwei gültige, verschleierte Augen streifen mich. Er steigt ab und geht mit seinem Engelmann auf die Universitätsbibliothek zu. Man kann sehen, daß er den rechten Zeigefinger im Engelmann eingeschoben hält, als wäre es ein

Der Zeigefinger erinnert mich an seine Hand. Daß mir das jetzt erst einfällt: das war nicht die Hand eines Professors, das war eine Arbeiterhand. Aber ein Arbeiter geht doch nicht täglich zur Mittagszeit in die Universitätsbibliothek?

„Sie wundern sich auch über den Unfug?“ sagt eine strenge Stimme neben mir. Ich nicke in Gedanken, ohne den Sinn der

Frage zu erfassen. Die strenge Stimme wird zutraulicher: „Es ist unverantwortlich, wie man einen solchen Menschen frei herumlaufen lassen kann. Aber ein Jahr ist dieser Mann schon verrückt, komplett verrückt. Ich weiß es von der Milchfrau.“

„Von der Milchfrau?“ wiederhole ich mechanisch.
„Natürlich. War früher ein ordentlicher Arbeiter. Hat auf einmal geerbt. Bildet sich ein, er muß jetzt die Matura machen. Bitte Sie, mit 58 Jahren will dieser Mensch studieren. Soll schon einmal in der Jugend so 'nen Himmel gehabt haben, sagt die Milchfrau.“

„Soja, die Milchfrau?“
„Ja, und kommt seit einem Jahre über die erste Seite von Engelmann nicht hinaus. Der Mann gehört in die Anstalt, nicht in die Straßenbahn zu vernünftigen Leuten. Es ist ein Unfug.“ Die Stimme ist laut geworden.

„Lassen Sie den alten Mann in Ruhe,“ sagt der Schaffner.

„Erlauben Sie, was geht Sie dieser Mann an!“

„Soviel wie Sie. Mehr vielleicht. Er ist mein Gast jeden Tag, seit einem Jahre. Er tut niemand was zuleid. Er kann in der Trambahn lesen, was er will. Wir haben keine Vorschrift.“ Die strenge Stimme ist empört über die Einmischung des Schaffners: „Das fehlte noch, daß Sie den alten Idioten in Schutz nehmen. Einen Menschen, der seit einem Jahre über mensa, mensae nicht hinauskommt. Ist das nicht gemeingefährlich? Ist das nicht —?“

„Es ist im Grunde unser aller Schicksal,“ sagt eine tiefe Stimme. Es ist ein weißbärtiger Herr mit lächelnden Augen. „Wir kommen in gewissem Sinne alle nicht über die erste Seite hinaus,“ wiederholt er und springt ab.

„Das ist denn doch!“ begehrt die strenge Stimme auf. „Ich werde mich bei der Direktion beschweren, wenn man in eurer Linie 2

nicht einmal vor beleidigenden Anrempelungen sicher ist.“

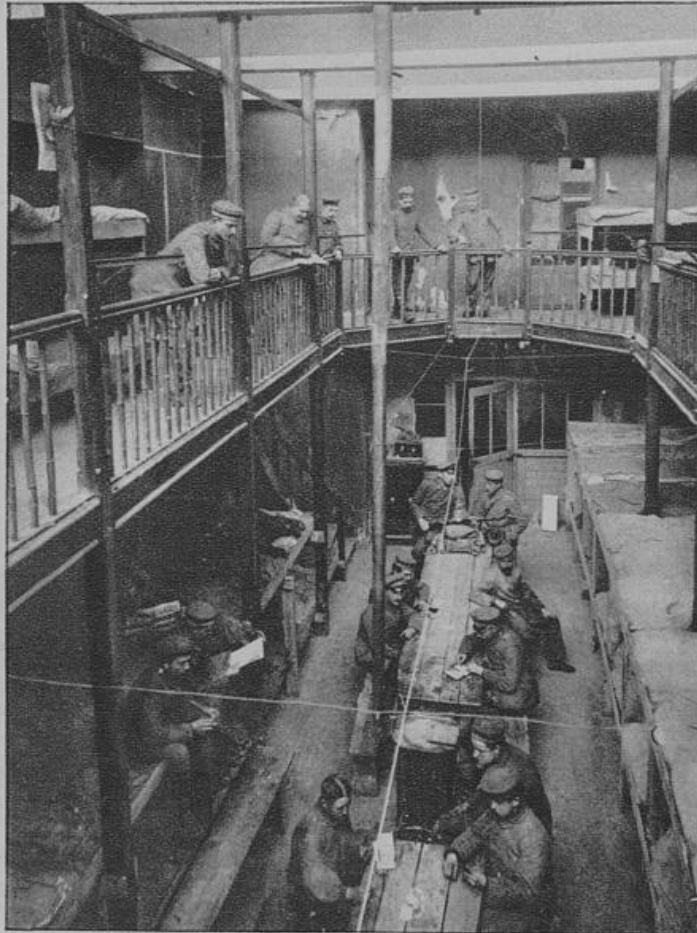
„Sie haben angefangen, Herr,“ sagt der Schaffner ruhig.

„Na, warten Sie, Ihre Direktion — Ihre Direktion — und überhaupt, ich fahre von jetzt ab mit der Linie 7!“ Auch er ist abgesprungen.

„Die Linie 7 fährt den gleichen Weg wie Linie 2,“ sagt der Schaffner sachlich zu mir und geht seinem Dienst nach.

Am nächsten Tag kehrt die strenge Stimme. Aber der Engelmann ist unverändert da. Die Lippen bewegen sich leise. Immer noch mensa, mensae? Was ist das? Nicht mehr die zerlesene Seite, die der zitternde Finger rechts oben in der ausgefranzten Ecke umwendebereit hält? Hat er wirklich eine neue Seite aufgeschlagen?

„Nein, eine gute Hand hat ihm aus einem andern Engelmann die erste Seite neu eingeklebt. Und mit erneutem Eifer murmeln diese alten Lippen: Mensa, mensae, mensae, mensam...“



Ein zum Massenquartier für unsere Feldgrauen eingerichtetes Hausflur in Frankreich. Hofphot. Eberth.

Die Telephonverbindung. Von R. Heymann.

„Sie sollen ein ausgezeichneter Schwimmer sein?“ fragte der Kompanieführer den Gefreiten von der Telephonabteilung.
 „Zu Befehl, Herr Oberleutnant.“

„Also ich verspreche Ihnen das Eisene Kreuz, wenn Sie das Kunststück fertigbringen. Drüben über dem Fluß liegt die vorgeschobene Abteilung. Dessen weiteres Schicksal, die Frage überhaupt, ob wir da drüben endgültig Fuß fassen, hängt nur davon ab, daß wir Telephonverbindung mit der Abteilung herstellen. Können Sie das wohl machen?“

„Ich will es versuchen, Herr Oberleutnant.“

„Vielleicht kommen Sie im Schutze der Nacht rüber.“

„Ich werde schon rüberkommen. Wenn nur nicht der verd... Scheinwerfer —“

„Eben. Wenn die Russen Sie nicht erwischen. Aber wie bringen Sie den Draht rüber?“

„Ich nehme das eine Ende zwischen die Zähne, Herr Oberleutnant.“

„Famos. Also wenn es glückt, tragen Sie das Eisene Kreuz. Uns aber und den Kameraden da drüben erweisen Sie einen unschätzbaren Dienst, Gefreiter.“

Es wurde Nacht.

Da machte sich der Gefreite auf seinen Weg. Lautlos glitt er

aus dem vordersten Schützengraben und verschwand in der Dunkelheit. — Eine Strecke watete er. Dann mußte er schwimmen. Nun hatte er die Insel, wo ein deutscher Posten eingegraben lag. Hier verschluckte er.

Den Draht zog er hinter sich her.

Nun gleitet er wieder in das Wasser.

„Los!“ sagt er ermunternd zu sich selber. Er muß schwimmen. Den Draht zwischen den Zähnen, kämpft er sich durch das Wasser.

Nun ist er an der gefährlichsten Stelle. Er kämpft sich weiter. Die Zähne beißen sich ganz von selber auseinander. Da —



Die Kapelle des früheren Luftschiff-Detachements Düsseldorf (Alte Halle), jetzt Marine-Luftschifftrupp Libau.



Seldgrau in einer von der deutschen Verwaltung eingerichteten Gastwirtschaft in Frankreich. Das Wandbild soll einen Vorgang aus der Champagneschlacht darstellen und ist von einem deutschen Soldaten gemalt.

Halsphot. Eberth.

Zieht ihn einer?

Der Gefreite holt weit aus mit dem Arm, das Wasser weg-zudrängen. Aber er kommt nicht weiter.

Da schießt ihm die Erkenntnis durch den Kopf: Der Draht!

Der Draht hat sich irgendwo festgehängt.

Drüben auf der kleinen Zinsel zerren sie. Vom Ufer aus läuft der Draht schon zu dem kleinen Posten. Die lassen ihn weitergleiten.

Nun haben sie bemerkt, daß der Schwimmer nicht weiterkommt.

Der Draht hat sich irgendwo verhängt.

Ein verhängnisvoller Augenblick!

Ist es eine kleine Zinsel? Ein Strauchwerk, oder was ist es?

Der Schwimmer macht eine letzte, verzweifelte Anstrengung.

Die Zähne werden ihm fast aus dem Kiefer gerissen. Der Mund ist so warm und so naß.

Blut?

Was tut's — der hemmende Arm sinkt ins Wesenlose — er kann weiter. Noch ein paar Stöße — da ist Land — er muß nur vorwaten, dann wird er schon zum Ziele gelangen.

Plötzlich schießt wie ein böses Tier etwas durch die Finsternis. Elfenbeinfarben.

Der feindliche Scheinwerfer!

Der Gefreite steht still, den Draht zwischen den Zähnen.

Da vorne — da sind die festen, deutschen Stellungen!

Aber in diesem Augenblick, ehe er sich über das Weitere klar werden kann, geht es los.

Feuer! Feuer — und wiederum Feuer!

Die feindliche Artillerie griff mit besonderer Heftigkeit ein.

Nur eine Sekunde ist der Gefreite gestanden.

Da liegt er auch schon platt und ohne Bewegung auf der Erde.

Den Draht zwischen den Zähnen. —

Drüben, auf einer kleinen Höhe, steht die russische Batterie. Der feindliche Scheinwerfer hat den einsamen Mann, der den Draht fest zwischen seinen Zähnen hält, gepackt und läßt ihn nicht mehr los.

Der Batteriechef winkt den Unterkanonier zu sich und befiehlt ihm, die Bedienung zusammenzutrommeln.

Nicht einen Augenblick nimmt er den Feldstecher von seinen Augen, der genau der Linie des Scheinwerfers folgt, und in dessen

Sohraum ein winziges Menschlein in einem schillernden Licht eingeschlossen ist.

Das Menschlein kriecht langsam auf dem Bauche dahin — ach so langsam. —

Die russischen Artilleristen laufen aus ihren Erdhöhlen herbei und treten an das Geschütz. In wenig Sekunden ist die Kanone schußfertig. Einige Mann schleppen die Granaten herbei. Schon reißen sie die Kappe von der Kanone, bringen sie in Stellung, laden und richten, warten auf den Befehl zum Feuern.

Der Batteriechef läßt den kriechenden Menschen nicht aus seinem Feldstecher heraus. —

„Feuer!“

Eine weiße Rauchsäule steigt da vorne auf. Ein schmetternder Krach zerreißt die Luft.

Der Gefreite hat die jauchende Granate winzeln hören.

Er bleibt still liegen — regungslos — da — ein Krach, die Erde schreit — zwanzig Meter von ihm entfernt.

Er kriecht noch hastiger weiter. Minuten — da — daselbe — er atmet kaum — ein Schlag — zehn Meter vor ihm — die Splitter fegen durch die Luft.

Ihn hat ein Splitter gepackt.

Er liegt noch eine kurze Sekunde regungslos da — aber die Gegner da drüben triumphieren entschieden zu stüb.

Nur eine Fleischwunde. Der Gefreite weiß — jetzt oder nie mehr.

Da sind die deutschen Gräben.

Auf... und den Draht zwischen den Zähnen hinter sich herziehend, läuft er, was er laufen kann, dem hintersten Graben entgegen.

Endlos scheint ihm die Strecke bis zum rettenden Graben.

Er hat ihn — endlich — rein! —

Krach — bumm!

Nein, die ging viel, viel zu weit!

Der Gefreite ist in Sicherheit. Im Unterstand. Die russische Kanone brüllt wütend weiter. Der Draht aber läuft von drüben nach hüten. Schon ist der Gefreite mit der Anlegung des Telephons beschäftigt.

Dem Gehäuse des Feldstechers, den der russische Offizier immer noch vor den Augen hält, ist das winzige Menschlein schon längst entronnen.



Admiral Eduard v. Capelle, der neue Staatssekretär des Reichsmarineamts.

Hofphot. Ernst Sandau.

Staatssekretär v. Capelle, der für Großadmiral v. Tirpitz an die Spitze des Reichsmarineamts getreten ist, wurde am 10. Oktober 1855 in Celle geboren und gehört der Marine seit 1872 an. 1887 zum Kapitanleutnant ernannt, nahm er auf der Kreuzerfregatte „Leipzig“ an der Expedition zur Bekämpfung des Araberaufstandes in Deutsch-Ostafrika teil. Sein letztes Vorkommando hatte er 1896 als Korvettenkapitän auf der „Weißenburg“. Seitdem war er im Reichsmarineamt tätig, wo er, 1904 zum Direktor des Verwaltungsdepartements ernannt, nacheinander Konteradmiral, Vizeadmiral und Admiral wurde. 1912 erhielt er den erblichen Adel. Im Jahre 1914 wurde er Unterstaatssekretär im Reichsmarineamt und damit der ständige Stellvertreter des Staatssekretärs v. Tirpitz.